

Tove Soiland

Sexuelle Differenz

**Feministisch-psychoanalytische Perspektiven
auf die Gegenwart**

Herausgegeben von Anna Hartmann

UNRAST

Tove Soiland lehrt an verschiedenen deutschsprachigen Universitäten. Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt im Bereich des Lacan-Marxismus. 2003 initiierte sie den »Gender-Streit«, eine Kontroverse um die theoretischen Grundlagen des Gender-Begriffs. 2008 promovierte sie über Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Sie ist Mitglied des Kollektivs Linksbündig, das sich kritisch mit der staatlichen Corona-Politik auseinandersetzt.

Anna Hartmann ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Allgemeine Erziehungswissenschaft/Theorie der Bildung an der Bergischen Universität Wuppertal. Sie promovierte über Sorge-Arbeit und Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Frauen- und Geschlechterforschung, Psychoanalyse und Sexualpädagogik.

Einleitung

Anna Hartmann

Das Denken der sexuellen Differenz spielt in feministischen Debatten – sowohl in der Akademie als auch in Bewegungen – eine eher marginalisierte Rolle. Es zirkuliert ein oftmals wiederholtes Vorurteil, dieses Denken würde die Zweigeschlechtlichkeit zementieren, den Unterschied zwischen Frauen und Männern naturalisieren oder auf eine identitäre Verwirklichung vermeintlich natürlicher weiblicher Stärken zielen. Solche Einschätzungen verkennen jedoch – gewollt oder ungewollt – das theoretische wie auch politische Anliegen dieses feministischen Ansatzes. Doch warum sollte das Denken der sexuellen Differenz nicht einfach verabschiedet, sondern an ihm für die Analyse gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse festgehalten werden?

Wenngleich dies etwas paradox klingen mag, die Relevanz dieses Denkens ergibt sich aus der gegenwärtig etwas unklar gewordenen Geschlechterfrage. Einerseits besteht ein unübersehbarer und tiefgreifender Wandel in den Geschlechterverhältnissen. Die Bildungs- und Erwerbsarbeitsmöglichkeiten von Mädchen und Frauen haben sich in den letzten Jahrzehnten enorm erweitert, Geschlechtergleichstellung ist zum festen Bestandteil staatlicher Politik geworden, die Überschreitung >klassischer< Geschlechterstereotype ist mehr als geduldet und vielfältige Lebens- und Identitätswürfe prägen den Alltag. Andererseits schreibt sich etwas fort, das auf ein ungelöstes mit Geschlecht verbundenes Problem verweist. Trotz – oder gerade wegen – der angestrebten und zunehmend realisierten Gleichstellung setzt sich etwas fort, das geschlechterhierarchisierende Effekte zeitigt: Konfrontiert sind wir gegenwärtig mit einer weiterhin ungelösten Frage der Sorge. Die an einem androzentrischen Ideal orientierte Gleichstellungspolitik drängt Frauen, sich an ein Modell männlicher Lebens- und Arbeitsweisen anzugleichen. Jener Bereich, der für das individuelle Aufwachen, die Subjektwerdung sowie das soziale Zusammenleben unabdingbar ist und der historisch gesehen vornehmlich mit dem Privaten sowie mit Weiblichkeit

verbunden war, bleibt damit jedoch auf der Strecke. Denn wer kommt (und vor allem unter welchen Bedingungen) für die mit diesem Bereich verbundenen Tätigkeiten auf, klammern zunehmend *alle* und nicht mehr nur ein Teil der Gesellschaft diese aus ihren Lebensentwürfen aus? Und ist die gegenwärtige Tendenz, diese Tätigkeiten an illegalisierte und hochgradig prekarierte Migrantinnen mit der Folge von transnationalen Sorgeketten auszulagern, erstrebenswert? Oder ist es gar wünschenswert, diese in (gewinnorientierte) Dienstleistungen zu überführen, in denen der Raum für persönliche und intime Begegnungen zu schwinden droht?

Doch was bleibt hier eigentlich ungelöst? Wäre es mit einer gerechteren Verteilung von Sorge-Tätigkeiten zwischen den Geschlechtern getan? Auf welcher Ebene wären die Weichen für eine veränderte, emanzipatorisch gestaltete Organisationsweise der Sorge zu stellen? Für eine grundsätzliche Veränderung wäre mit Sicherheit um eine veränderte gesellschaftliche Wertigkeit dieser Tätigkeiten zu ringen. Dies setzt ein grundsätzliches Verständnis für die strukturell verankerte Abwertung, Unsichtbarkeit und Geringschätzung dieser für alle unabdingbaren Tätigkeiten sowie eine individuelle wie auch gesellschaftliche Reflexion über die Bedeutung dieser Tätigkeiten für das subjektive und intersubjektive Zurechtkommen voraus. Denn wie sind wir eigentlich selbst auf andere und die von ihnen kommende Sorge bezogen? Was bedeutet es überhaupt, auf andere angewiesen zu sein? Und wie gehen wir mit diesem Umstand individuell wie auch gesellschaftlich um? Wie ist dieser Umstand vergesellschaftet?

Tove Soiland setzt sich seit geraumer Zeit mit solchen, die Sorge in der spätkapitalistischen Gegenwart betreffenden Fragestellungen auseinander. Sie erschließt diese sowohl ökonomisch als auch aus der Perspektive des Denkens der sexuellen Differenz. Zugleich bringt sie diese in konkrete politische Debatten, etwa die Frauenstreiks, die seit 2019 in der Schweiz wieder stattfinden, ein. Insbesondere durch den Rückgriff auf das Denken der sexuellen Differenz überschreitet sie mit ihren Analysen herkömmliche feministische Ansätze und eröffnet feministische Denk- und Handlungsräume, die einen Ausblick geben auf eine emanzipatorisch gewendete gesellschaftliche Praxis. Mit Bezug auf das Theorem der sexuellen Differenz interpretiert sie etwa das hier angesprochene ungelöste Problem der Sorge als eine in der »postödpalen Gesellschaft« ungelöste, gesellschaftlich nicht bearbeitete Bezugnahme auf die Mutter und ihre unbewusste Vereinnahmung. Trotz aller Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen werde die Mutter

weiterhin als »allgewährende« und den Subjekten vermeintlich unentwegt und ungebrochen zur Verfügung stehende Instanz phantasiert. Das, was sie gibt und für die Subjektwerdung zur Verfügung stellt, bleibe dabei jedoch unsichtbar und erhalte keine »symbolische Repräsentanz« (TSh: 175).

Mit einer solchen am Denken der sexuellen Differenz orientierten feministischen Perspektive scheint sich also, trotz allen Wandels, etwas in den gesellschaftlichen Tiefenschichten fortzusetzen, das mit der Bezogenheit der Subjekte, mit ihrer Angewiesenheit auf andere und insbesondere mit ihrer Bezogenheit auf die erste andere in Verbindung steht. Solche Überlegungen, in denen die feministisch brisante Frage nach der Mutter sowie nach ihrer gesellschaftlichen Position aufgeworfen wird, erweitern die feministische Auseinandersetzung um den Zusammenhang von Sorge und Geschlecht. Vorstellungen einer besser gestalteten Vereinbarkeit oder einer gerechteren Verteilung und damit verbundene Machbarkeitsphantasien rücken in den Hintergrund. In den Fokus schiebt sich vielmehr die psychische Dimension von Sorge, die Auseinandersetzung mit dem Umstand der Angewiesenheit der Subjekte.

Tove Soiland hat diese mit der Paradoxie spätkapitalistischer Geschlechterverhältnisse verbundenen Zusammenhänge in den letzten zwei Jahrzehnten in zahlreichen Texten diskutiert. Arbeiten, in denen sie sich explizit mit dem Denken der sexuellen Differenz auseinandersetzt und dieses für die Analyse gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse fruchtbar macht, sollen in diesem Band gewürdigt sowie erstmals in gesammelter Form einem feministisch interessierten Publikum mit der Hoffnung zugänglich gemacht werden, gegenwärtige feministische Debatten durch dieses Denken zu bereichern.

Um einen ersten Zugang zu dieser nicht ganz so gängigen und leicht zu erschließenden feministischen Theorie zu eröffnen, sollen im Weiteren Soilands Texten zugrunde liegende zentrale theoretische Annahmen und mit ihnen verbundene thematische Zusammenhänge skizziert und vorgestellt werden. Konkret sollen vier Themenkomplexe diskutiert werden. Zum einen Soilands Kritik an der Gender-Theorie, die seit geraumer Zeit die geschlechtertheoretischen Diskussionen in den Universitäten wie auch in den sozialen Bewegungen dominiert (*Kritische Einwürfe*). Zum anderen wird das psychoanalytische Subjekt- und Geschlechterverständnis, das dem Denken der sexuellen Differenz zugrunde liegt, vorgestellt (*Sprache, Subjekt, Geschlecht in der Psychoanalyse*). Darüber hinaus wird die spezi-

fische Perspektive des Theorems der sexuellen Differenz sowie Soilands Fruchtbarmachung dieser feministischen Denkweise für die Analyse gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse skizziert (*Denken der sexuellen Differenz*). Zuletzt wird auf Soilands jüngste Arbeiten rund um die Frage nach einer neopatriarchalen Geschlechterordnung und einer damit verbundenen postödipalen Subjektivität eingegangen (*Neopatriarchat und postödipale Gesellschaft*).

Kritische Einwürfe

Irritiert über die Entwicklung der feministischen Theorie in den 1990er Jahren im deutschsprachigen Raum, plädierte Tove Soiland in den frühen 2000er Jahren für eine Debatte um ihre theoretischen Grundlagen. Diesen Aufruf verband sie mit dem Anliegen, eine Reflexion anzustoßen, die die Entwicklung der feministischen Theorie wie auch ihre zeitgeschichtliche Verortung unter die Lupe nähme. Zu klären galt es, wie es in den 1990er Jahren dazu kommen konnte, dass sich die Geschlechterforschung nicht länger für die Lebenslagen von Frauen interessierte, die Rede von Frauen grundsätzlich als überholt und als biologisierend aufgefasst sowie eine »kollektive Betroffenheitslage« von Frauen als essenzialisierende Setzung zurückgewiesen wurde. Es stellte sich die Frage, wie zu diesem historisch spezifischen Zeitpunkt eine feministische Theorie hegemonial werden konnte, die mit *Gender* die Geschlechterfrage auf eine der Zweigeschlechtlichkeit und heteronormativer Identitätszuschreibungen reduzierte. Verwundert über diese Entwicklung – gar schockiert, wie sich Soiland in einem Interview mit Bigna Rambert äußert (Soiland 2012: 14) – widmete sich die Denkerin fortan dieser inner-feministischen Debatte, die den Zündstoff für ihre theoretische wie politische Arbeit bildete.

Für die Analyse der spätkapitalistischen Geschlechterordnung zog Soiland fortan das Denken der sexuellen Differenz heran, insbesondere das Werk der französischen Philosophin und Psychoanalytikerin Luce Irigaray und deren kritische Auseinandersetzung mit dem Subjekt- und Geschlechterverständnis der französischen, genauer der Lacan'schen Psychoanalyse. Das Denken der sexuellen Differenz dient Soiland seither nicht nur zur Analyse der von der Gender-Theorie verkannten Tiefenschichten der Geschlechterordnung, sondern liefert in Verbindung mit der psychoanalytischen Subjekttheorie und ihrem spezifischen Sprach- bzw. Diskurs-

verständnis den Ankerpunkt, die Gender-Theorie und insbesondere die deutschsprachige Rezeption Judith Butlers zu problematisieren.

Soilands Kritik an der Gender-Theorie berührt im Wesentlichen das ihr zugrunde liegende Sprach- und Subjektverständnis sowie die sich daran anschließende Geschlechterkonzeption. Entgegen der Lacan'schen Psychoanalyse, auf die sich Butler zwar in ihrer Subjekt- und Geschlechtertheorie maßgeblich bezieht (und daran anschließend wiederum die Gender-Theorie), wird in gendertheoretischen Ansätzen das »Symbolische als Ideal« (TSb: 52), das heißt vor allem als normative Funktion aufgefasst, womit die psychoanalytische »Unterscheidung zwischen Imaginärem und Symbolischem« (ebd.: 55) entfällt. Als Konsequenz bedeutet dies, dass die symbolische Position bzw. die sprachlich vermittelte Subjektposition als »Abbildfunktion« (ebd.: 55) begriffen wird, die kohärente normative Identitäten vorzugeben und festzuschreiben scheint. Macht, so Soiland, wird in diesem Verständnis insbesondere in der normativen »Zuweisung von Geschlecht« und »in der als Zumutung empfundenen Festschreibung kohärenter geschlechtlicher Identitäten verortet« (ebd.; TSc: 74). Insofern diese normativen Zu- und Festschreibungen die Individuen binär in eine Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit einteilen würden, wird subversives Potenzial wiederum in der Absetzung von diesen Vorgaben ausgemacht: in der »Veruneindeutigung geschlechtlicher Positionen« und in der »Pluralisierung von Identitäten« (TSf: 138) sowie in der »Ausweisung der Kontingenz jeder identitären Setzung« (ebd.).

Diese theoretischen Prämissen stellen – und hier greift Soilands Kritik ein – zentrale psychoanalytische Grundannahmen infrage: Fallen Subjekt und Identität in eins, wird folglich auch die psychoanalytische Unterscheidung zwischen diesen zwei psychischen Erfahrungsregistern außer Kraft gesetzt.¹ Im Kern wird die dezentrierende Wirkung der Sprache, die das Subjekt um einen Seinsmangel herum organisiert, und die damit verbundene Erfahrung des Unbewussten infrage gestellt. Soiland setzt sich nicht nur kritisch mit diesen subjekttheoretischen Verkürzungen gendertheoretischer Ansätze auseinander, die sie u.a. an Judith Butlers Lacan-Rezeption ausweist, sie sieht gendertheoretische Ansätze auch durch ihr Subjekt- und Geschlechterverständnis in die spätkapitalistischen Herrschaftsverhältnisse

1 Lacan differenziert diese zwei nicht in Übereinstimmung zu bringenden psychischen Register durch die begriffliche Unterscheidung zwischen symbolischem *je* (Subjekt) und imaginärem *moi* (Ich).

verstrickt; das in ihnen vertretene Geschlechterverständnis sei »selbst Teil der (...) veränderten Subjektivierungsweise geworden« (vgl. TSe: 130). So falle der gestiegene gesellschaftliche Anspruch einer »flexible[n] Handhabung des eigenen *genders*« (ebd.) mit der von gendertheoretischen Ansätzen eingeschlagenen subversiv angelegten Strategie, geschlechtliche Identitäten vervielfältigen und aufweichen zu wollen, zusammen. Nicht nur die subversive Strategie werde zu einem herrschaftsintegrierenden Mechanismus, auch die theoretischen Annahmen, die dem gendertheoretischen Feminismus zugrunde liegen, seien selbst Teil dieser Koinzidenz. Diesen Zusammenhang arbeitet Soiland zunächst entlang Foucaults Governmentalitätsanalyse und der damit verbundenen Selbsttechnologien heraus (siehe dazu in diesem Band *Was heißt Konstruktion? Über den stillschweigenden Bedeutungswandel bei gleichzeitiger Stabilität der Geschlechterordnung*). Später dient ihr die neuere Lacan-Rezeption mit ihrer Diagnose einer postödipalen Gesellschaft dazu, diese ideologische Verstrickung als Effekt veränderter (postödipaler) Subjektivierungsweisen nachzuzeichnen.

Neben diesen subjekttheoretischen und ideologiekritischen Argumenten kritisiert Soiland einen weiteren Aspekt: Gendertheoretische Ansätze würden die Paradoxie, die spätkapitalistische Geschlechterverhältnisse auszeichnet, vernachlässigen. Durch die Fokussierung darauf, überkommene Geschlechternormen außer Kraft setzen und überwinden zu wollen, gerate jedoch die komplexe Verschränkung einer zunehmenden »Feminisierung der Lasten« bei einer gleichzeitig stattfindenden gesellschaftspolitischen »De-Thematisierung von Geschlecht« aus dem Blick geschlechtertheoretischer Analysen (TSe: 129). Mit »Feminisierung der Lasten« bei gleichzeitiger »De-Thematisierung von Geschlecht« weist Soiland auf eine dem neoliberalen Umbau der Gesellschaft zugrunde liegende versteckte Geschlechteragenda hin (ebd.). Während die Geschlechterordnung oberflächlich betrachtet massiven Veränderungen zu unterliegen scheint, bestehen ihre Struktur und die mit ihr verbundenen geschlechterhierarchisierenden Mechanismen weitestgehend fort. Soiland arbeitet in zahlreichen Analysen die komplexe Transformation, die im Bereich der sozialen Reproduktion im Übergang von Fordismus zu Postfordismus stattgefunden hat, und die mit ihr verbundenen Folgen für das Geschlechterverhältnis heraus (vgl. 2018a, 2018b, 2018c, 2019). Jene, die den Großteil der Sorge-Verpflichtungen heute unter veränderten sozio-ökonomischen Bedingungen tragen – und dies sind nach wie vor mehrheitlich Frauen –, sind von der sich fortschrei-

benden gesellschaftlichen Entwertung und Geringschätzung der Sorge betroffen und haben die damit einhergehenden sozialen, finanziellen sowie physischen und psychischen Folgen *individualisiert* zu tragen. Während sich in diesem Zusammenhang also eine statistisch feststellbare kollektive Betroffenheitslage abzeichnet, die mit der gesellschaftlich ungelösten Sorge-Frage verkoppelt ist, problematisiert Soiland, warum diese kollektive Betroffenheitslage jedoch von Frauen nicht artikuliert wird oder artikuliert werden kann und warum zugleich der Feminismus diese selbst auch noch entnennt und damit dethematisiert (vgl. TSd).

An dieser Fragestellung offenbart sich ein wesentlicher Grundzug Soilands Denk- und Arbeitsweise: Gesellschafts- und ökonomietheoretische Fragestellungen werden nicht von subjekt- oder ideologietheoretischen Problemstellungen getrennt oder einfach losgelöst voneinander analysiert. Sie fragt nach ihrer Verschränkung sowie nach den ideologischen Bedingungen, die spätkapitalistischen Produktionsverhältnissen zugrunde liegen. So betrachtet sie das ungelöste Problem der Sorge und die sich daran anschließende Frage nach der Artikulation einer kollektiven Betroffenheitslage von Frauen eben auch als eine Frage, die subjekttheoretisch zu klären ist:

»Für mich ist die Frage vielmehr, warum trotz einer nach wie vor erdrückenden kollektiven Involviertheit von Frauen in die Problematik, der der Bereich der sozialen und individuellen Reproduktion ausgesetzt ist (...), es so schwierig ist, dieses Kollektiv zu artikulieren; eine Schwierigkeit, die sich auch und gerade in der feministischen Theorie abbildet, die nicht müde wird zu betonen, dass es dieses Kollektiv nicht gibt. Wenn eine subjekttheoretische Frage zu stellen ist, dann doch die, warum Frauen die ersten sind, ihre eigenen Anliegen zu dethematisieren. Dies ist also durchaus auch ein ideologietheoretisches Problem« (TSd: 100).

Soiland sieht diese Desartikulation aufseiten der Frauen in ihrer problematischen Positionierung im Symbolischen begründet (vgl. TSf: 154); diese Positionierung unterstelle Frauen nicht dem für den Eintritt in die gesellschaftlichen Austausch- und Vermittlungssysteme notwendigen symbolischen Einschnitt. Entgegen der Annahme, wir befänden uns in einer Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, geht Soiland im Anschluss an das Denken der sexuellen Differenz von einer eingeschlechtlichen Ordnung aus (vgl. TSc: 73). Diese integriere die weibliche Position nicht in gleicher Weise in das symbolische Netz wie die männliche und beraube sie einer

geschlechtlichen Position – psychoanalytisch gesehen einer Begehrensposition –, die die Voraussetzung für die Artikulation eines Kollektivs darstellen würde. Für die Analyse dieses Zusammenhangs, der diese subjekttheoretischen Gesichtspunkte betrifft, greift Soiland insbesondere auf Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz sowie die Lacan'sche Psychoanalyse zurück. Damit problematisiert sie die geschlechtliche Subjektivierung gerade nicht hinsichtlich normativer Identitäten, sondern stellt den dezentrierenden Einschnitt des Symbolischen ins Zentrum der geschlechtertheoretischen und -politischen Auseinandersetzungen. Die Form der Subjektkonstitution, der psychische Umgang mit der in sie eingelagerten Angewiesenheit und insbesondere die Form der Trennung von der ersten anderen – der Mutter – treten in den Fokus. Zum Dreh- und Angelpunkt der Geschlechterfrage wird damit die Angewiesenheit und Alterität des Subjekts. Die Form der Bezugnahme des Subjekts auf andere, die Ausgestaltung der ersten Bindung und intersubjektiver Bindungen generell sowie die darin eingelagerte Angewiesenheit der Subjekte rücken in diesen theoretischen Überlegungen ins Zentrum.

Sprache, Subjekt, Geschlecht in der Psychoanalyse

Der angesprochene Zusammenhang von Subjekt und Begehren sowie die Frage nach der damit verbundenen in das Geschlechterverhältnis eingeschriebenen Asymmetrie, die in Soilands Arbeiten im Zentrum stehen, verweist auf das Subjekt- und Sprachverständnis der Lacan'schen Psychoanalyse, das hier skizziert werden soll. Das in der Lacan'schen Psychoanalyse wie auch im Denken der sexuellen Differenz postulierte Sprach-, Subjekt- und Geschlechterverständnis rückt von dem gendertheoretischer Ansätze deutlich ab. Sprache wird in der Lacan'schen Psychoanalyse gerade nicht als normierende oder festschreibende Instanz betrachtet, die eine bestimmte Identität oder gar ein bestimmtes Begehren vorgibt (vgl. TSb: 63). Sie wird demgegenüber als gesellschaftlicher Vermittlungszusammenhang begriffen, »als Struktur einer Alterität« (ebd.), die (sprachliche) Vermittlung erst um den Preis einer Unmöglichkeit bzw. eines Verlusts möglich macht. Denn die sprachliche Seinsweise, die hier im Fokus steht, erfordert einen grundsätzlichen Verzicht auf Unmittelbarkeit, den das Subjekt auf sich zu nehmen hat, womit ein unmittelbares Dasein oder ein vollumfängliches Genießen – sozusagen eine vollkommene Befriedigung – konstitutiv

ausgeschlossen ist.² Der Eintritt in die soziale Welt bedingt in diesem Verständnis demnach eine »grundsätzliche Enteignung« (TSf: 145), eine konstitutive, nicht aufhebbarere Entfremdung, die das Subjekt sich selbst wie auch anderen gegenüber fremd macht. Das hier im Fokus stehende Subjekt zeichnet sich folglich durch einen grundsätzlichen Seinsmangel aus; ein selbstidentisches, sich selbst gegenüber transparentes Ich ist in dieser Subjektkonzeption allenfalls in der Phantasie zu haben. Die Sprachlichkeit bedeutet vielmehr, wie Soiland festhält, »eine grundlegende Verwiesenheit, die uns in unserer Allmacht einschränkt, insofern wir als soziale Wesen auf andere angewiesen, ja, an andere verwiesen sind – ein Umstand, der in Lacans Verständnis das Subjekt in Form einer Kerbe, eben jener von ihm so bezeichneten *Spalte des Subjekts* durchzieht« (ebd.; Hervorhebung A.H.). Die sprachliche Seinsweise setzt demnach die Anerkennung voraus, dass der Andere, auf den ich angewiesen bin, konstitutiv unverfügbar und unerreichbar ist, zugleich jedoch das Subjekt in seinem Begehren betrifft und in entscheidender Weise prägt. Das *gespaltene Subjekt* ist ein begehrendes Subjekt, dessen Begehren sich im Begehren des Anderen begründet, womit das Intimste des Subjekts, sein Begehren, von außen kommt und somit dem Subjekt nicht einfach unmittelbar angehört oder gar aus ihm selbst heraus entsteht.³

In seinem Spätwerk, das für Soilands zeitdiagnostische Arbeit zur post-ödipalen Gesellschaft und ihre sich daran anschließende Diagnose einer neopatriarchalen Geschlechterordnung von wesentlicher Bedeutung ist,

-
- 2 Psychoanalytisch gesehen wird der Eintritt in die Sprache und der damit verbundene Verzicht auf Unmittelbarkeit bzw. ein unmittelbares Genießen an das Verbot des Genießens des Körpers der Mutter gekoppelt. Insofern die ödipale Situation ein vermeintlich unmittelbares Genießen zwischen Mutter und Kind verbietet, untersagt das ödipale Verbot etwas Unmögliches und lässt damit wiederum etwas Unmögliches als etwas Mögliches in Erscheinung treten. Das Verbot stellt somit überhaupt erst ein Genießen in Aussicht.
 - 3 In seinen unterschiedlichen Werkphasen konzeptionalisiert Lacan das Begehren auf unterschiedliche Weise. Während nach einer ersten Schaffensphase, in der das Imaginäre im Zentrum seiner Subjektkonzeption steht, zunächst die symbolische Dimension und die Anerkennung des Anderen herausgestellt wird, erhält in seinem Spätwerk das Reale und damit die durch die Sprache bzw. den Signifikanten produzierte Spaltung des Subjekts eine größere Bedeutung. Das Begehren wird durch eine »Leere« verursacht und gestaltet sich als strukturell unbefriedigbarer Drang, das vermeintlich verlorene Genießen wiederzufinden (vgl. Recalcati 2000: 36). Zur Entwicklung von Lacans Subjekt- und Begehrensverständnis siehe Recalcati (2000: 15–42).

hebt Lacan die reale Dimension des Begehrens hervor. Das Begehren ist nicht mehr Begehren des Anderen, das sich in einer symbolischen Anerkennungrelation vollzieht, sondern wird durch eine unwirkliche ›Ursache‹ verursacht, durch einen Rest oder Überschuss, der im Prozess der Symbolisierung entsteht. Das heißt, das Begehren wird hier durch ein unwirkliches Objekt verursacht, das für den Verlust bzw. das verlorene Objekt steht, das heißt für das, was von dem Verlust übrigbleibt. Lacan konzeptionalisiert diese Objekt-Ursache des Begehrens als *Objekt a*, das das Subjekt phantasmatisch an das verlorene Objekt, dieses vermeintlich verlorene Genießen bindet und damit den Verlust des Genießens phantasmatisch zu kompensieren vermag. Das Objekt a, hält Soiland fest, »steht für diesen Überschuss und damit in Lacans Terminologie für ›ein Reales‹, das nicht als ein dem Symbolischen vorgängiges Residuum zu verstehen ist, sondern vielmehr als der nachträglich entstehende, nicht-assimilierbare ›Rest‹ (...), der für das Subjekt beim Eintritt in die Sprache in Funktion tritt (...)« (TSi: 192).

Der Spracheintritt bedingt somit nicht nur einen Verzicht auf Genießen, sondern er produziert auch einen »nicht-assimilierbaren ›Rest‹«, der für das Begehren des Subjekts von zentraler Bedeutung ist, insofern er phantasmatisch ein Genießen nach dem Verlust in Aussicht stellt und damit als Grundlage des Begehrens fungiert. Für Soiland ist dieses »Objekt als Ort des Genießens« (ebd.) für zeitdiagnostische Untersuchungen von Interesse; sie geht davon aus, dass sich die »phantasmatische Auskleidung« (ebd.: 193) des Spracheintritts und damit das Verhältnis von Begehren und Genießen historisch unterschiedlich ausgestalten könne. In Anschluss an Lacans Spätwerk stellt sie heraus, dass sich die Stellung des Subjekts zu seinem Genießen und somit die phantasmatische Einbindung des Subjekts historisch wandeln könne. Sie geht davon aus, »dass es historisch je unterschiedliche Weisen der Subjektivierung« gibt, »die sich in der Art unterscheiden, wie das Subjekt zu diesem Objekt angeordnet, zu ihm in Beziehung gesetzt wird« (ebd.: 192). So interpretiert etwa auch die neuere Lacan-Rezeption (vgl. Soiland 2022; Soiland/Frühauf/Hartmann 2022), mit der sich Soiland in ihren späteren Texten dezidiert auseinandersetzt, die Infragestellung väterlicher Autorität im Kontext von '68 und im Zuge der damals aufkommenden sozialen Bewegungen als einen solchen die Subjektivierungsweise nachdrücklich verändernden Schnitt, durch den das ödipale Verbot als phantasmatische Auskleidung des Verlust an symbolischer Bedeutungskraft verliert.

Für Luce Irigaray aber auch andere Denkerinnen im Umfeld der französischen Psychoanalyse und des französischen Poststrukturalismus, etwa Hélène Cixous oder Julia Kristeva, drängt sich bereits in den frühen 1970er Jahren die Frage auf, inwiefern dieses Subjektverständnis die ins Geschlechterverhältnis eingelagerte Hierarchie reflektiert. Befestigt dieses Subjektverständnis die Geschlechterhierarchie oder eröffnet dieses vielmehr einen Ausgang aus dieser Problematik? Dies wirft die weiterführende Frage auf, was in der Lacan'schen Psychoanalyse unter Geschlecht zu verstehen ist. Deutlich wurde bereits, dass Geschlecht nicht auf die Identität der Subjekte reduziert werden kann und sich somit nicht nur auf der Ebene des Normativen bewegt. Vielmehr wird Geschlecht mit der Sprachlichkeit des Subjekts verkoppelt und somit mit der durch die Sprachlichkeit induzierten Gespaltenheit des Subjekts sowie seinem Begehren und Genießen in Verbindung gebracht. Geschlecht wird in der Psychoanalyse – und aus diesem Grund ist dieses Geschlechterverständnis von Beginn an für feministische Theoretikerinnen von besonderem Interesse (vgl. TSf: 140) – als Positionierung im Symbolischen aufgefasst, als spezifische Stellung zum symbolischen Gesetz. Damit verweist Geschlecht auf die Einbindung der Subjekte in die symbolischen Austausch- und Vermittlungssysteme. Das, was die Geschlechter in dieser Konzeption scheidet, ist, so Soiland, »der von den Individuen zu entrichtende Preis beim Eintritt in die Kultur« (ebd.: 145): Die Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich »der das Subjekt durchziehenden Spalte« (ebd.: 145 f.). Da letztlich jedoch lediglich die männliche Position dem spaltenden Effekt der Sprache unterliegt,⁴ fokussiert Soiland in Auseinandersetzung mit Irigarays Denken der sexuellen Differenz das damit verbundene Problem für das Geschlechterverhältnis: Der einen Position, der Weiblichen, obliegt es, der anderen, der männlichen den Eintritt ins Symbolische zu gewähren. Die weibliche Position definiert sich daher, so Soiland, insbesondere dadurch, »dass sie diese Rolle oder Funktion der Kerbe für die männliche Seite verkörpert« (ebd.: 146).

»Wenn nun die Geschlechter in Lacans Verständnis bezüglich dieses Scheiterns [der Sprache] unterschiedlich angeordnet sind, und zwar in einer Weise, die das Weibliche das Scheitern der männlichen Position sein lässt, so heißt dies nichts

4 Die Einordnung der Subjekte auf männlicher oder weiblicher Seite wird von Lacan nicht in Abhängigkeit von der Körperlichkeit konzeptionalisiert (vgl. Lacan 2015: 79; 83).

anderes, als dass *nur* die männliche Position zu einem solchen Schnitt und das heißt auch, in die Position des Begehrens gelangt« (ebd.; Hervorhebung A.H.).

Der subjektkonstituierende Eintritt ins Symbolische steht in dieser Auffassung somit lediglich der männlichen Seite offen, während die weibliche Seite diesen gewährt, ohne jedoch selbst Anteil an einer solchen Vermittlungs- und Begehrensposition zu erhalten. Daher die zuvor angesprochene Rede von einer eingeschlechtlichen Ordnung. In ihrer Irigaray-Rezeption arbeitet Soiland diese Asymmetrie im Geschlechterverhältnis in ihrer Komplexität heraus. Sie zeigt, dass die emotionalen und psychischen Voraussetzungen, die der männlichen Subjekt- und Begehrensposition zugrunde liegen, in unserer Kultur und Gesellschaft individuell wie auch kollektiv ausgeblendet sowie nicht als relevant erachtet werden (siehe dazu vor allem Soiland 2010/2018).

Denken der sexuellen Differenz

Soiland hebt hervor, dass Irigaray diese Geschlechterkonstellation gerade nicht als Kulturnotwendigkeit, sondern als Kulturdiagnose interpretiert (vgl. Soiland 2012: 17), der sie Überlegungen für ein verändertes Geschlechterverhältnis entgegenstellt. Diese Überlegungen zielen insbesondere darauf, das »Potenzial der symbolischen Funktion, [nämlich] Zeichen tatsächlicher Alterität zu sein« (Tsa: 37) ins Werk zu setzen. Dies bedeutet auch, die Angewiesenheit, die das Subjekt durchzieht, nicht weiter auszublenken, sondern zur Kenntnis zu nehmen. Ebenfalls würde dies heißen, die Voraussetzungen der eigenen Subjektivität, insbesondere die Angewiesenheit auf andere, wahrzunehmen sowie den mit diesen Bedingungen verbundenen Tätigkeiten symbolisch Ausdruck zu verleihen. Der »emotionale Bezug« (TSh: 175), der der eigenen Subjektivität vorausgesetzt ist und in diese eingeht, müsste demnach als etwas gewährt werden, das von einer/einem anderen kommt und somit gerade nicht voraussetzungslos ist (ebd.). Soiland geht mit Irigaray davon aus, dass die »mütterliche Gabe«, »der emotionale Bezug, den wir von unserer ersten Bezugsperson bekommen« (ebd.), in unserer Kultur nicht als etwas gedacht werden kann, das eine notwendige Voraussetzung des Subjekts ist. Sie wird nicht als etwas gedacht, ohne das sich das Subjekt nicht entwickeln könnte, das jedoch auch nicht einfach bedingungslos zur Verfügung steht, sondern an das Begehren der ersten anderen gebunden ist.

Die ödipale Subjektformation, in der eine väterlich verbietende Instanz die Trennung von der ersten anderen und somit den Eintritt in die Sprache und Gesellschaft symbolisch vermittelt, lässt die erste andere jedoch nicht als unverfügbares und begehrendes Subjekt, als Subjekt, das der symbolischen Funktion unterstellt wäre, in Erscheinung treten. Ihr ist der Möglichkeitsraum genommen, den Einschnitt sowie die damit verbundene Alterität gegenüber dem/der anderen selbst zu verkörpern. Das väterlich ödipale Verbot unterbindet, wie Soiland festhält, »eine Begegnung zwischen zwei Subjekten«:

»Eine Begegnung, in der die Begrenzung nicht von einem Verbot herkommt, sondern von einem zweiten Subjekt, das reagiert. Also eine Intersubjektivität, in der sich die Grenzen der Allmachtsfantasie der beiden Subjekte aus der gegenseitigen Interaktion ergeben« (ebd.: 178).

Was Soiland mit Irigarays Denken der sexuellen Differenz in den Blick zu rücken versucht, ist demnach eine intersubjektive Subjektconstitution, die es ermöglichte, dass die in sie involvierten Subjekte jeweils die »Kerbe der Alterität des anderen« als eigene Grenze ins sich trügen (Tsa: 40). Das Denken der sexuellen Differenz drängt damit auf eine Subjektconstitution, in der das Phantasma eines Subjekts, das sich als allmächtig und unbegrenzt phantasiert, überwunden würde. Zugleich ginge es um eine Subjektconstitution, die die eigene emotionale und psychische Herkunft nicht ausklammern und der konstitutiven Angewiesenheit Rechnung tragen würde. Die in diesen Überlegungen enthaltene Kritik am Geschlechterverhältnis rückt somit etwas ins Zentrum, das in gegenwärtigen feministischen Auseinandersetzungen kaum Berücksichtigung findet oder durch die spezifisch gelagerte Problematisierung feministischer Fragestellungen von vornherein ausgeblendet wird, z.B. wenn in Bezug auf die gegenwärtige Care-Krise die hier hervorgehobene psychische Dimension von Sorge-Bindungen ausgeklammert wird. In diesen Überlegungen wird alles andere als nach einer Essenz des Weiblichen gesucht, vielmehr stellt dieser feministische Ansatz die Ausgestaltung intersubjektiver Beziehungen und die in ihr eingelagerte Angewiesenheit und Bezogenheit der Subjekte ins Zentrum der Auseinandersetzung. Dieser Ansatz drängt darauf, dass es um eine andere Form der Subjektconstitution gehen müsste, die beiden geschlechtlichen Positionen eine symbolische und damit gespaltene Seinsweise zuerkennt.

Neopatriarchat und postödipale Gesellschaft

Dass sich dieses feministisch-emanzipatorische Anliegen im Zuge der gesellschaftlichen Transformationen im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert alles andere als realisieren ließ, verdeutlicht Soiland in ihren jüngsten, zeitdiagnostischen Arbeiten. In diesen stellt sie die Frage, inwiefern sich trotz der gravierenden Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen etwas Patriarchales fortschreibt. In Anschluss an die neuere Lacan-Rezeption beschreibt sie die gegenwärtige Gesellschaft als »postödipale Gesellschaft«, der sie eine »neopatriarchale Struktur« unterstellt (TSg: 166). Weder leben wir in einer post-patriarchalen Gegenwart, noch lässt sich diese als patriarchal beschreiben. Obwohl der Untergang väterlicher Autorität die bürgerlich-patriarchale Kleinfamilie und das in sie eingelagerte Ödipale untergräbt, schreibt sich dennoch etwas von dieser Konstellation fort, weshalb Soiland mit dem »Umsturz des Ödipalen« keine »Befreiungsgeschichte« (TSi: 186) verbindet, sondern vielmehr den Aufstieg neuer, postödipaler Herrschaftsverhältnisse. Das Schwinden väterlicher Autorität sowie die parallel einsetzende Pluralisierung von Geschlecht und die zunehmende Auflösung der bürgerlich-patriarchalen Kleinfamilie setzt eine alte Problematik im Geschlechterverhältnis auf veränderte Weise fort. Vor diesem Hintergrund dreht sich Soilands Analyse vor allem um die Frage, inwiefern sich das Schwinden des Ödipalen auf die Position der Mutter sowie das Phantasma auswirkt, das ausgehend vom Ödipalen stets ihre Verfügbarkeit impliziert. Ihre Antwort fällt eindeutig aus: Die postödipale Subjektstruktur belässt die Bezugnahme auf die erste andere unbearbeitet und verschärft damit die Problematik im Geschlechterverhältnis:

»Wenn die ödipale Konstellation um ein Verbot kreiste, das Verbot eines Zugangs zum Körper der Mutter, so führt dessen Aufhebung in den Kern des diesem Verbot zugrundeliegenden Phantasmas, dass ein solcher Zugang (überhaupt) möglich wäre. (...) Die Liberalisierung lässt dieses Phantasma, hinter dem letztlich immer die unbewusste Fantasie einer allgewährenden Mutter steht, unangetastet. Sie versetzt aber gleichzeitig Frauen in eine schwierige Lage, erhalten sie doch so – im Namen ihrer Emanzipation – Zugang zu etwas, wovon sie in gewisser Weise selbst Bestandteil sind« (TSi: 201).

Was verschiebt sich nun im Übergang von der ödipalen zur postödipalen Konstellation? Im Kern haben wir es mit einer veränderten phantasmati-

schen Konstellation zu tun, womit sich die Stellung des Subjekts zu seinem Genießen (zum Objekt a) und das heißt das Phantasma, die phantasmatische Einbindung des Subjekts verändert. In der ödipalen Konstellation steht das Verbot des Genießens im Zentrum des Phantasmas. Der Eintritt in die Sprache vollzieht sich entlang des ödipalen, väterlichen Verbots, das Mutter und Kind (bzw. Junge) trennt und damit den Eintritt in Sprache und Kultur vermittelt. In der postödipalen Konstellation wiederum tritt an die Stelle des Verbots der Imperativ ›Genieße!‹, also das Gebot, sein Genießen vollumfänglich auszuschöpfen und alle Genießensmöglichkeiten zur Gänze auszukosten. Die Subjektconstitution vollzieht sich hier nicht mehr entlang eines väterlichen Prinzips, vielmehr scheint die »symbolische Kastration« durch das Schwinden väterlicher Autorität und generationaler Differenz sowie das Versprechen auf »einen durch das richtige Wissen angeleiteten unmittelbaren Zugang zum Genießen« (TSi: 196) aufgehoben. Während im ersten Fall (durch das Verbot) ein Genießen jenseits des Verbots in Aussicht gestellt ist, scheint im zweiten Fall das Genießen unbegrenzt, ohne Hindernis zur Verfügung zu stehen, es gilt lediglich von den Subjekten in toto ausgeschöpft zu werden. Beide Phantasmen beruhen somit auf der Phantasie, dass ein vollumfängliches Genießen, das ausgehend vom Ödipalen stets mit dem Körper der Mutter verkoppelt ist, möglich wäre: entweder jenseits des Verbots (ödipal) oder ohne Hindernis als neue soziale Pflicht (postödipal). Was sich durchzieht, ist der ödipale Konnex von Genießen und Mütterlichkeit, der sich auch im postödipalen Phantasma eines möglichen Genießens fortschreibt. Eben das veranlasst Soiland zu der Diagnose eines Neopatriarchats.

Perfide ist diese postödipale, neopatriarchale Konstellation nicht nur, weil sie die Subjekte gegenüber ihren nicht erreichten Genießensmöglichkeiten schuldig werden lässt und somit gegenüber einer Unmöglichkeit (!), sondern weil dieser Imperativ – unbemerkt – das Geschlechtliche berührt. Insofern nun alle – unabhängig von Geschlecht – mit dem Imperativ des Genießens konfrontiert sind – ohne dass das Genießen jedoch als Unmöglichkeit wahrgenommen, noch vom Körper der Mutter gelöst würde –, scheint nun allen, wie Soiland pointiert, der Zugang zum Körper der Mutter in Aussicht zu stehen. Es setze sich die »Vorstellung eines demokratischen Zugangs zum Körper der Mutter« (TSh: 177) durch, womit Frauen sich selbst gegenüber in ein ›selbstkannibalistisches‹ Verhältnis geraten würden (vgl. TSf: 158; TSi: 204). Dieser Umstand wirft also die dringlich zu dis-

kutierende Frage auf, wer und in welcher Form unter diesen liberalisierten Bedingungen der Subjektkonstitution für die emotionalen und psychischen Voraussetzungen dieses genussgesteuerten Subjekts aufkommt. Insofern die Mutter weiterhin, wie Soiland herausstellt, als >allgewährend<, als eine, die keine Grenzen zu haben scheint, phantasiert wird, bleibt die Frage des emotionalen Bezugs und der Angewiesenheit ungelöst; letztlich lässt die postödipale Konstellation »das Phantasma, dass es einen Zugang gäbe, dass die Mutter allgewährend wäre, von sich aus keine Grenzen setzt, ihre Ressourcen, ihre Gabe einfach so zur Verfügung stellt, untangiert« (TSh: 177).

Eine feministische Theorie und Praxis, die dieser Geschlechterproblematik begegnen will, hätte diese von Soiland fokussierte Tiefenschicht der Geschlechterordnung, die die Bedingungen der Subjektkonstitution berührt, in den Fokus zu rücken. Zugleich hätte sie sich von vereinfachten Emanzipationsvorstellungen, die sich in der Pluralisierung geschlechtlicher Identitäten erschöpfen, zu lösen. Für eine solche Fokusverlagerung, die eine vertiefte feministische Gegenwartsanalyse ermöglicht, geben Soilands vielschichtige Analysen fruchtbare Impulse.

Zum Buch

Der vorliegende Band versammelt Texte aus Tove Soilands Œuvre, die eine solche Fokusverlagerung ermöglichen und einen Zugang zum Denken der sexuellen Differenz und somit zu dieser anderen Geschlechtertheorie eröffnen. Zusammengestellt sind hier Texte, die in den letzten zwei Jahrzehnten entstanden sind und mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung die in die spätkapitalistische Gesellschaft eingelagerte Geschlechterproblematik subjekttheoretisch und psychoanalytisch erschließen. Den Leitfaden für die Auswahl bildet dabei der Bezug auf das Denken der sexuellen Differenz. So liegen hier nahezu ausschließlich Texte vor, die sich mit diesem Zugang feministischer Theorie befassen. Thematisch können die Texte drei Schwerpunkten zugeordnet werden:

Erstens liegen Texte vor, die sich explizit mit diesem Ansatz feministischer Theorie und insbesondere Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz befassen. Diese Texte rahmen den Band: Eröffnet wird er durch einen frühen Text von Tove Soiland, in dem sie sich mit Irigarays *Frauenmarkt* (1979) auseinandersetzt und eine Rehabilitierung Irigarays feministischen Denkens anstrebt (*Irigaray mit Marx lesen. Eine Rehabilitierung*

des Denkens der sexuellen Differenz). Abgeschlossen wird der Band durch einen (Vortrags-)Text, der hier erstmals veröffentlicht wird, der wiederum der Rezeptionsgeschichte von Irigarays Ansatz und dem Begriff der sexuellen Differenz auch hinsichtlich gegenwärtiger Adaptionen im Kontext der neueren Lacan-Rezeption nachgeht (*Sexuelle Differenz: Feministische Rückfragen an eine merkwürdige Rezeptionsgeschichte*).

Zweitens stehen die theoretischen Grundlagen und Unterschiede zwischen dem Theorem der sexuellen Differenz und der Gender-Theorie im Fokus sowie Soilands Kritik gegenüber der Gender-Theorie hinsichtlich ihrer Eignung für eine feministische Theorie, die sich zugleich als Gesellschaftsanalyse versteht. Diesem Schwerpunkt sind insbesondere folgende Texte zuzuordnen: *Was sind sexuierte Positionen? Anmerkungen zu Judith Butlers Lacan-Rezeption*; *Was heißt Konstruktion? Über den stillschweigenden Bedeutungswandel eines zentralen Paradigmas der Geschlechtertheorie*; *Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an den Universitäten*.

Drittens liegen hier zeitdiagnostische Texte vor, die nach der geschlechtlichen Struktur der postödipalen Gesellschaft fragen. Dazu zählen: *Jenseits von Sex und Gender: Die sexuelle Differenz. Zeitdiagnostische Interventionen von Seiten der Psychoanalyse*; *Der Umsturz des Ödipalen. Ein feministisches Dilemma*; *Die postödipale Gesellschaft*.

Darüber hinaus ist der Text *Kontingenz als Ideologie unserer Zeit* aufgenommen. Insofern er keinen unmittelbaren Bezug zum Denken der sexuellen Differenz aufweist, liegt er zu den restlichen Texten quer. Durch sein Plädoyer, ökonomische Fragen – vor allem solche nach der Bedeutung von Sorge-Arbeit für die spätkapitalistische Ökonomie – nicht losgelöst von subjekttheoretischen und ideologiekritischen Analysen zu bearbeiten, bietet er für die hier anvisierte Auseinandersetzung jedoch fruchtbare Anschlüsse. Ergänzt werden die Texte durch drei Interviews, die von Anja Nora Schulthess bzw. von Maya Dolderer geführt wurden und einerseits nach der Spezifik dieser anderen Geschlechtertheorie (*Eine andere Geschlechtertheorie* und *Die mütterliche Gabe hat keine symbolische Existenz*) sowie andererseits nach der Herrschaftsförmigkeit der postödipalen Gesellschaft (*Genießen in Zeiten des Neoliberalismus*) fragen.

Die Texte sind chronologisch nach ihrem Erscheinungsdatum geordnet. Dies ermöglicht, Tove Soilands Denkbewegungen über die letzten zwei Jahrzehnte nachzuvollziehen. Die Texte erscheinen in ihrer ursprünglichen Form, es wurden lediglich kleinere redaktionelle Änderungen vorgenom-

men. Wenngleich zwischen einigen Texten zum Teil inhaltliche Überschneidungen bestehen, jedoch jeder Text wiederum einen sehr eigenen und spezifischen Fokus einnimmt, sind auftauchende Redundanzen hoffentlich zu entschuldigen.

Ich danke Marie Bickmann vom Unrast-Verlag für die vertrauensvolle Zusammenarbeit. Für die kollegiale und freundschaftliche Unterstützung in der Vorbereitung dieses Buchs danke ich Rita Casale, Friederike Nastold und Sarah Trentzsch.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre sowie ein spannungsreiches Eintauchen in Tove Soilands Denken und den von ihr entworfenen Fokus feministischer Theorie.

Literatur

- Irigaray, Luce (1979): Frauenmarkt. In: dies: Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin: Merve, S. 177–198.
- Lacan, Jacques (2015): Das Seminar Buch XX. Encore. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Recalcati, Massimo (2000): Einführung in Lacan: Vom Begehren zum Geniessen. In: ders.: Der Stein des Anstosses. Lacan und das Jenseits des Lustprinzips. Wien: Turia + Kant, S. 15–42.
- Soiland, Tove (2010/2018): Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Soiland, Tove (2012): Interview mit Tove Soiland. In: texte. Psychoanalyse. Ästhetik. Kulturkritik. 32. Jg., Heft 4/12, S. 9–21.
- Soiland, Tove (2018a): Der Sockel des Eisberges. Umrisse eines feministischen Marxismus für das 21. Jahrhundert. In: Soziopolis. Gesellschaft beobachten. Onlinezeitschrift: <https://soziopolis.de/erinnern/jubilaeen/artikel/der-sockel-des-eisbergs/> [letzter Zugriff: 10.06.2022].
- Soiland, Tove (2018b): Soziale Reproduktion und Neue Landnahme: ein feministischer Zugang. In: Widersprüche 150, 38. Jg., S. 85–112.
- Soiland, Tove (2018c): Innere Kolonien: Care als Feld einer >Neuen Landnahme<. In: LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis 3/2018, S. 72–77.
- Soiland, Tove (2019): Ökonomisierung – Privatisierung. Die verdeckte Unterseite neoliberaler Restrukturierungen und ihre Implikationen für die Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Brigit; Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung Bd. 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 95–104.

Soiland, Tove (2022): Genießen als Faktor des *Politischen* – psychoanalytische Zugänge zur Gegenwart. Eine Einführung. In: Soiland, Tove; Frühauf, Marie; Hartmann, Anna (Hrsg.): Postödipale Gesellschaft. Band 1. Wien/Berlin: Turia + Kant, S. 9–50.

Soiland, Tove; Frühauf, Marie; Hartmann, Anna (Hrsg.) (2022): Postödipale Gesellschaft. Band 1. Wien/Berlin: Turia + Kant.

Zitierte Aufsätze von Tove Soiland aus diesem Band

TSa: Irigaray mit Marx lesen. Eine Rehabilitierung des Denkens der sexuellen Differenz (2003). S. 27–44.

TSb: Was sind sexualisierte Positionen? Anmerkungen zu Judith Butlers Lacan-Rezeption (2004). S. 45–68.

TSc: Was heißt Konstruktion? Über den stillschweigenden Bedeutungswandel eines zentralen Paradigmas der Geschlechtertheorie (2008). S. 69–90.

TSd: Kontingenz als Ideologie unserer Zeit (2013). S. 99–107.

TSe: Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an den Universitäten (2013). S. 109–133.

TSf: Jenseits von Sex und Gender: Die sexuelle Differenz. Zeitdiagnostische Interventionen von Seiten der Psychoanalyse (2014). S. 135–164.

TSg: Genießen in Zeiten des Neoliberalismus. Anja Nora Schulthess im Gespräch mit Tove Soiland (2015). S. 165–172.

TSh: Die mütterliche Gabe hat keine symbolische Existenz. Interview durchgeführt von Maya Dolderer (2016). S. 173–184.

TSi: Der Umsturz des Ödipalen. Ein feministisches Dilemma (2018). S. 185–206.